

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832
1837**

49 (26.11.1837)

Karlsruher Unterhaltungsblatt.



N.^o 49.

Sehnter Jahrgang.

1837.

Der Luchs.

(Mit einer Abbildung.)

Tac. XLIX.

Unter der Benennung Luchs oder Hirschwolf führt uns die Naturgeschichte ein Thier aus dem Kagen-
geschlechte auf, welches in den Ländern, in denen es sich
aufhält, mit Recht zu den schädlichsten Raubthieren ge-
zählt wird. Zwar wagt es sich nicht an den Menschen
und ergreift, sobald es ihn gewahr wird, furchtsam die
Flucht; aber dagegen ist es den Haushieren, so wie dem
Wilde, ein höchst gefährlicher Feind. Von der Natur zum
Jäger geschaffen lebt der Luchs von Rehen, Hirsch-
kälbern, Gemsen und Rennthieren; auch wildes Geflügel, als
Auerhühner, Birkhühner, Hasel- und Schneehühner be-
hagen ihm, und im Nothfall nimmt er mit wilden Kagen,
Dachsen, Mäusen und Murmelthieren vorlieb. Mit be-
wunderungswürdiger Leichtigkeit und Geschicklichkeit ersteigt
er die Bäume und lauert, auf einem Aste ausgestreckt,
auf das vorbeigehende Wild, wobei ihm sein scharfes Ge-
sicht trefflich zu Statten kommt. Auch erschleicht er seinen
Raub kagenartig, sucht die Thiere in einem oder mehreren
Sprüngen zu erhaschen, springt ihnen auf den Rücken und
beißt sich in's Genick ein, wobei er mit seinen Zähnen
die große Halspulsader so gut zu treffen weiß, daß die
armen Geschöpfe alsbald vom Blutverlust entkräftet nieder-
sinken. Nun saugt er ihnen gierig das Blut aus, öffnet
den Hirnschädel und frisst das Gehirn.

Den schrecklichsten Schaden richtet der Luchs an,
wenn er in eine Schaaf- oder Ziegenherde einbricht. Da
würgt er tiegermäsig, und wenn er Zeit hat, so entgeht

nicht ein einziges Schaaf seiner Mordlust. Bechstein er-
zählt, daß ein Luchs in einer Nacht 30 Schaafe getödtet
habe; ja es gibt Beispiele, wo dieses Raubthier in kurzer
Zeit 40 Stück kleines Vieh gewürgt hat. Von Schaaften
verzehrt er nur die Eingeweide, etwas vom Kopfe, Hals
und Schultern und läßt das Uebrige liegen. Das Ge-
tödtete schleppt er, wenn er nicht sicher ist, an eine verbor-
gene Stelle und vergräbt es. Bekommt er den folgenden
Tag keine Beute, so kehrt er zum Vergrabenen zurück.
Aber selten ist ihm dieses Fleisch länger als drei Tage
frisch genug, und er streift oft weit umher nach neuem
Raub. Sein bester Sinn ist das Gesicht, welches so
scharf ist, daß Luchsaugen zum Sprüchwort gewor-
den sind.

Man sollte glauben, ein Thier, welches so gräßlich
zu morden versteht, müsse wenigstens die Größe eines
Wolfes haben; aber der Luchs ist nur von der Schnauze
bis zum Schwanz 2 Fuß 5 Zoll lang, also nicht viel
größer, als ein ausgewachsener Fuchs. Aber sein Körper
ist ziemlich dick und steht hoch auf den sehr starken Beinen.
Dabei hat er eine stumpfe Schnauze, steife, spitzige, mit
Haarbüschel versehene Ohren, scharfe Klauen und
Zähne, und einen kurzen Schwanz. In der Miene herrscht
eine gewisse Heiterkeit, die weit mehr Sanftmuth von
ihm erwarten läßt, als er wirklich besitzt. Der obere
Theil des Körpers ist mit langen weichen röthlich-salben
Haaren bedeckt, auf welchen man hie und da kleine,
schwärzliche Flecken erblickt, die indeß nicht so scharf abge-
schnitten sind, wie beim Panther, sondern sich in der an-
dern Farbe verlieren. Der untere Theil des Körpers,
Kinn, Gurgel, Unterhals, Brust, Bauch und das Innere
der Glieder sind weiß, gelb überlaufen. Die funkelnden

Augen umgibt ein heller Kreis. Im Winter ist sein Fell schöner, als im Sommer und gibt ein treffliches Pelzwerk.

Die Heimath des Luchses sind die nördlichen Ländern der alten und neuen Welt; doch findet man ihn auch in gemäßigten Gegenden, vorzüglich in der Schweiz, in Piemont, Tyrol und den Apenninen. In Deutschland ist er beinahe, in England und Frankreich ganz ausgerottet. Seinen Aufenthalt hat er immer nur in Gebirgswäldern, und er steigt im Sommer hoch auf die Alpen hinauf; im Winter nähert er sich dagegen bewohnten Orten in den Alpenthälern.

Die Luchsin wirft, gewöhnlich in einer Felskluft oder in dichtem Gebüsch auf weichem Lager von Moos und Laub, zwei, selten drei Junge, welche 9 Tage blind bleiben. Jung gefangen läßt sich der Luchs, wie alle Katzenarten, leicht zähmen und so gewöhnen, daß er, gleich einer Kaze in und außer dem Hause herumläuft und sehr treu ist. Nur durch seine Neugierde, mit der er alles beriecht und das ganze Haus durchstreift, macht er Unbequemlichkeit. Die Katzen sollen aber neben ihm nicht im Hause bleiben.

Des großen Schadens wegen, welchen der Luchs unter dem zahmen Vieh und Wild anrichtet, wird er so verfolgt, daß er eben deswegen an vielen Orten vertilgt ist. Die Fährte seines großen und runden Fußes ist, besonders im Schnee, leicht zu kennen. Die Hunde greifen ihn gern an, aber er wehrt sich grimmig gegen sie, indem er sich auf den Rücken wirft und sie mit seinen Zähnen und Klauen schrecklich zuricht. Selbst den Jäger greift er an, wenn er verwundet wird; die Wunden die er verursacht heilen sehr schwer.

Das Fell des Luchses ist weich und warm, und wäre noch kostbarer, wenn die Haare nicht etwas brüchig wären.

Jerome de Vincente.

(Mit einer Composition von G. R. Tab. XXV)

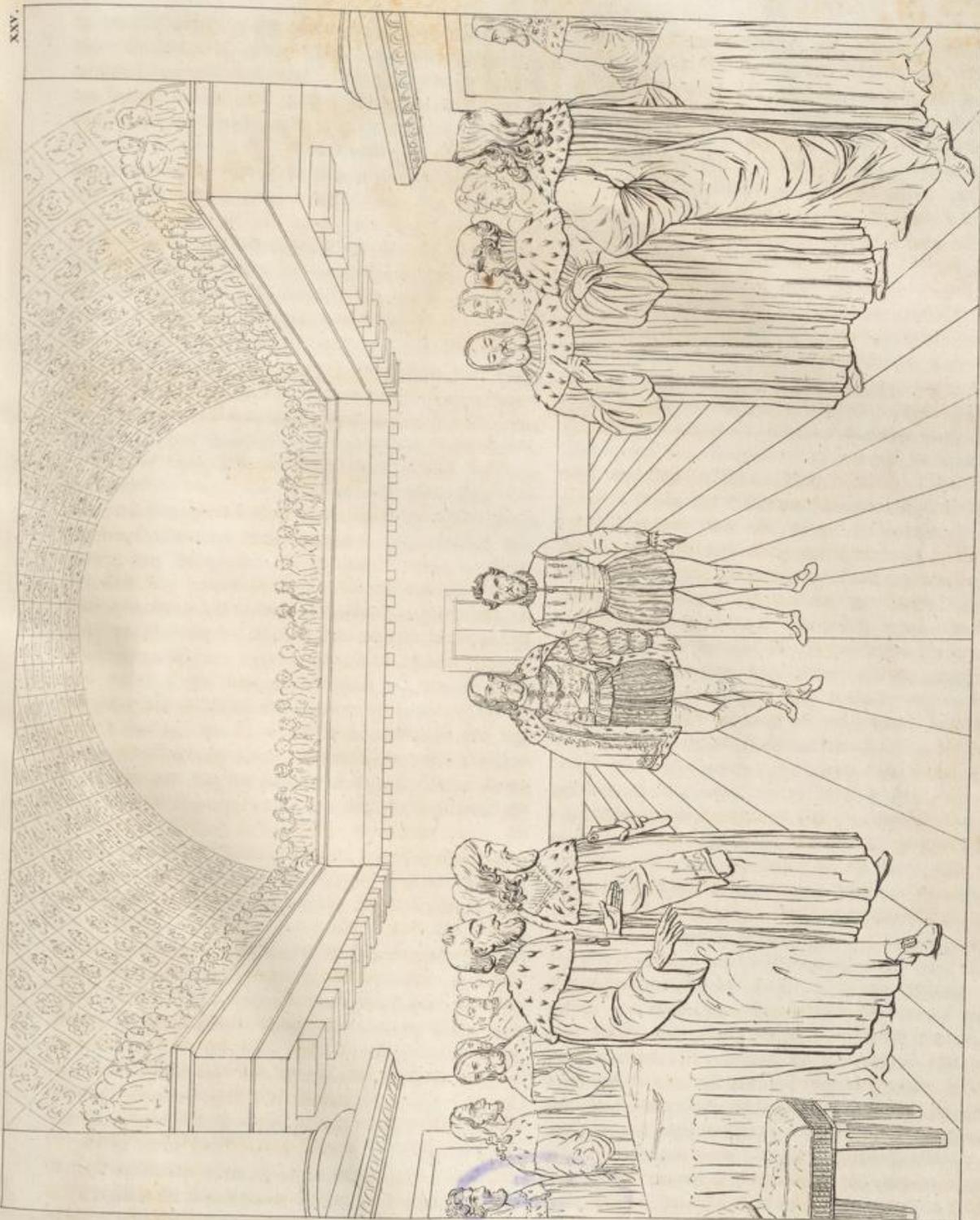
Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, als die Städte Italiens durch den Handel nach Indien reich geworden waren, war Padua eine der blühendsten unter ihnen, und besaß eine Anzahl von Kaufleuten und vorzüglich Goldschmiede, Juweliere und Seidenhändler, mit welchen die von Venedig kaum eine Vergleichung aushalten konnten. Unter diesen Goldschmieden und Juwelieren war einer vor allen seinen Brüdern berühmt. Sein Haus war an der Brücke gelegen, und kaum war in Italien Padua allgemeiner bekannt, als Jeronimo Vincente es unter seinen Mitbürgern war.

„Es regnet nie, denn es tröpfelt zuvor“, sagt ein nordisches Sprichwort; „wo viel ist, will viel hin“ sagt ein italienisches. Jeronimo hatte die Wahrheit beider erfahren. Mit seinem Reichthum hätte sich ein Duzend von Kaufleuten begnügen, und ein englischer Lord seinen Aufwand zehnfach bestreiten können.

Dennoch schien es, als ob Fortuna noch nicht genug für ihn gethan hätte. Jeden Tag kamen Reisende in Padua an, die fremde Münze für die dort gangbare bei ihm einwechselten, deren beträchtliches Agio den Ueberfluß seiner Geldkisten noch mehrte. Bei jeder bedeutenden Hinterlassenschaft ward er zum Testamentsvollstrecker ernannt; Manche zahlten seinem Reichthum und seinem Ansehen einen Tribut durch Ueberlassung ihres Erbes; die Stadt Padua übergab ihm alle ihre öffentlichen Verträge, und er erlag beinahe unter der Last von Verpflichtungen und Aemtern u. d. ihm nicht sowohl angeboten, als aufgedrungen wurden.

Wer könnte wohl glücklicher sein als Jeronimo Vincente? — so dachte er selbst, als er an einem schönen Sommerabend über die Brücke von Padua ging. Die Kutsche eines Adligen fuhr in demselben Augenblicke vorüber: niemand bemerkte sie. Hingegen grüßte jeder, der an ihm vorüberging, ihn ehrerbietig. „Das sind die Früchte meiner Industrie, meiner Gewandtheit im Geschäfte, und meines unausgesetzten Fleißes. Ja, Jeronimo, andere haben das, was sie sind, ihren Ahnen zu verdanken; du verdankst es nur dir selbst. Es ist alles nur dein eigenes Verdienst.“ Bei solchen Gedanken richtete sich seine Gestalt auf, als ob sie um einige Zolle länger würde, und mit einer eigenthümlichen Haltung und mit einer Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, die beinahe an Verachtung alles andern gränzte, schritt er seinem Hause zu. In derselben Stimmung legte er sich zum Schlafen nieder und träumte, daß die alte Fabel von Jupiter in seinem Hause sich wiederhole, und der Himmel sich selbst öffne, um Dukaten und Pistolen auf ihn herunterregnen zu lassen.

In allen diesen Selbstgesprächen Jeronimos kommt weder ein Wort, noch ein Gedanke von einem andern, als ihm selbst, vor; er dachte nie daran, seinen Ueberfluß als Segnungen des Himmels zu betrachten; er fühlte keine Dankbarkeit gegen den, der sie in so reicher Fülle auf ihn herniederströmen ließ. Er hatte die Gesinnung, den Stolz und die Eitelkeit von Nebukadnezar; und das Schicksal Nebukadnezars war ihm näher, als er glaubte. Es ist eine weise Einrichtung der Vorsehung, daß sie die Ehre und Dankbarkeit, die ihr gebührt, nicht ungestraft sich entziehen läßt; es ist ein Theil ihrer Segnungen, diejenigen zu demüthigen, welche, indem sie ihrer vergessen,



Jerónimo de Vincente.

in der Gefe
ihren W
und nach
an Gier
in ihrer Pfl
pölichen H
des Zeitalter
und so sollte
e erwartete
Pölich
ihren großen
an Reichthum
an Wunde
ihren Hülfe
an ihren Bra
wichtig. Wo
ist kein Kopf
sich verlangte
an seine Em
in schäftige
in einem
in der Gefe
sich nach
in noch
in eben
von punkte
zu, dem
wollen hat
in sich erwe
in Jernme
sich sich zu
sich mit bes
sich Zuleite
sich warte
Jerahme
ist vordie zu
an eine Uefer
zu immer
von „Me
das Zefiung
„him“ Wo
hin“ Die
fame; aber
vermehren, u
sich zu verhu
der war, un
Es ist jet
sich hier
Es hatte
reime nicht

Badische
Landesbibliothek

in der Gefahr sind, sich selbst zu verlieren. Sie schickt ihnen Wohlstand als einen Segen; sie mißbrauchen ihn, und verkehren ihn in Unsegen. Sie nimmt die mißbrauchten Güter zurück, und schickt ihnen Ungemach, um sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Das war der Gang der göttlichen Führungen des Menschengeschlechts in den frühesten Zeitaltern der Welt; so sind sie noch heutigen Tages, und so sollte auch Jeronimo sie erfahren, viel früher, als er erwartete.

Pötzlich, und ohne scheinbare Ursache, sah er zu seinem großen Erstaunen die allgemeine Achtung gegen seinen Reichthum und sein Ansehen sich auffallend vermindern. Manche, die beinahe den Boden bei seiner Erscheinung küßten, schauten ihm nun dreist ins Gesicht, und liefen straks an ihm vorbei, ohne ihm, wie sonst, ehrerbietig Platz zu machen; Andere behielten ihre Mügen auf dem Kopfe, als ob sie darauf angewachsen wären; einige verlangten zurück, was sie ihm anvertraut hatten; noch andere kamen, wie zufällig, wenn er nicht zu Hause oder beschäftigt war, wegen verschiedener Geschäfte, sprachen in einem sehr bestimmten Tone, ließen Winke fallen von den Befehlen des Landes und den Pflichten von Verwaltungern. Mit einem Worte, er mußte nach und nach bemerken, daß er in eben dem Grade, als man ihn ehedem suchte, nun vermieden wurde. Niemand mehr war pünktlich in seinen Aufmerksamkeiten gegen ihn, als solche, denen er wöchentlich oder monatlich Gehalte auszuzahlen hatte. Wenn noch irgend ein Zweifel übrig war, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sei, so erhielt Jeronimo endlich auch den letzten Beweis dafür, als er sich selbst zu dem Amte eines Oberaufsehers der großen Kirche und des Schazes von Padua antrug, und ein um viele Tausende weniger begüterter Mitbewerber ihm vorgezogen wurde.

Jeronimo kehrte bei dieser unerwarteten Demüthigung tief betrübt zurück. Umsonst prüfte er sich und seine Lage, um eine Ursache dafür zu finden. „Bin ich nicht so reich, wie immer?“ sagte er. „Habe ich irgend Jemand betrogen?“ „Nein!“ — Habe ich je veranlaßt, daß Jemand eine Zahlung zweimal an mich gefordert hätte? — „Nein!“ Was kann denn also die Ursache von allem dem sein?“ Dies war eine Frage, die er nicht beantworten konnte; aber die Thatsache, daß er sich jetzt eben so sehr vermieden, und aus jeder ehrbaren Gesellschaft eben so sichtbar verbannt sah, als er früher gesucht und darin geehrt war, wurde stündlich augenscheinlicher.

Es ist jedoch Zeit, meinen Lesern über die wirkliche Ursache dieser Veränderung einige Belehrung zu geben.

Es hatte sich plötzlich ein Gerücht verbreitet, daß Jeronimo nicht auf redliche Weise zu seinem Reichthum ge-

langt sei. Es wurde erzählt, und nach und nach geglaubt, daß er falsches Geld in Umlauf brächte, wo nicht selbst Falschmünzer wäre. Er hatte, wie wir schon sagten, den Ruhm, der geschickteste Arbeiter in Gold, Silber und Borden in Padua zu sein; „und gewiß — sagte die Fama von Padua — trägt er seine Talente nicht in der Serviette.“ Er verwendete seine Geschicklichkeit zu einem Zweck. — „Sagt ihr nicht zu viel? — sagte ein Nachbar zum andern; — ich habe Jeronimo immer für einen redlichen Mann gehalten.“ — „Das that ich bisher auch,“ sagte der andere. „Aber sehet ihr diesen Dukaten?“ — „Ja, und ein sehr guter scheint es mir zu sein.“ — „So glaubte ich auch,“ sagte der andere, „bis ich ihn untersuchte.“ „Dieser Dukate ist von Jeronimo; laßt ihn uns probiren, und ihr werdet zugeben, daß ich nicht ohne guten Grund sprach.“ Der Vorschlag wurde genehmigt, der Versuch gemacht, und das Resultat war, daß der Dukate schlecht gefunden wurde, und ein Drittheil Kupfer und zwei Drittheil Silber hatte.

Der Name des Nachbarn von Jeronimo, welcher ihn verteidigt hatte, war Giuseppe Cognigero, ein redlicher, ehrlicher Mann; keiner von denen, die einen Triumph in dem Herabsetzen eines andern feiern, wenn dieser in Reichthum und Ansehen über ihnen steht. Giuseppe hatte, wie er sagte, Jeronimo immer für einen ehrenwerthen, schätzbaren Bürger gehalten. Er hatte manchen Handel mit ihm abgeschlossen, und ihn immer pünktlich und bis auf den geringsten Heller redlich gefunden. „Ist es möglich,“ sagte er zu sich selbst, „daß er nach einer so langen ehrenvollen Laufbahn sich so weit vergessen haben sollte, ein gewöhnlicher Betrüger zu werden? Ich will es nicht glauben. Aber diese Thatsache mit dem schlechten Dukaten? Wohl; aber mein Freund kann sich geirrt haben; er mag diesen Dukaten von jemand anderm als Jeronimo erhalten haben. Ich bin entschlossen, selbst einen Versuch mit ihm zu machen, ehe ich diesen Beschuldigungen eines Charakters Glauben beimesse, der sich so viele Jahre hindurch als schön und edel bewährt hat.“

Giuseppe war ein verständiger Mann, und beharrte nie auf einem Vorhaben, als wenn sein Scharfsinn die Mittel zu dessen Ausführung fand. Er kehrte sogleich nach Hause zurück, und nachdem er hundert Dukaten aus seiner Privatkasse genommen hatte, ging er damit nach dem Hause von Jeronimo. „Signor Jeronimo,“ sagte er, „hier sind hundert Dukaten, welche ich für einen gewissen Zweck gesichert wünsche. Ich habe mich wirklich in eine Spekulation von großer Ausdehnung und Wichtigkeit eingelassen, von welcher Niemand das Resultat voraussehen kann. Ich wünsche diese Summe für den Fall, daß meine Hoffnungen scheitern, zu hinterlegen, wenn

Ihr die Güte haben wollet, sie in Verwahrung zu nehmen.“ Jeronimo, den das Zutrauen, an das er jetzt nicht mehr gewohnt war, freute, übernahm die Beforgung sehr gerne, und Giuseppe nahm in der vollen Ueberzeugung Abschied, daß sein Versuch seinen Erwartungen entsprechen, und der Verdacht, der auf ihm haftete, als falsch und boshaft erwiesen werden würde.

Nach Verlauf einiger Tage ging er, seinem überdachten Plane gemäß, plötzlich zu Jeronimo. — „Mein theurer Freund,“ sagte er, „ich bin sehr erfreut, Euch zu Hause zu finden; ich habe eine schnelle Anfrage erhalten, und es zeigt sich mir eine unerwartete Gelegenheit für die hundert Dukaten, welche ich bei Euch niederlegte.“ — „Mein guter Freund,“ sagte Jeronimo, „haltet keine so ernste Anekdote für eine solche Kleinigkeit. Das Geld ist ja Euch.“ Und in demselben Augenblicke öffnete er eine geheime Schublade: — „Ihr sehet, hier ist es, gerade so wie ich es hinein legte. Nehmt Euer Geld, mein Freund, und Ihr könnet immer und zu jeder Zeit diesen oder einen andern Dienst von mir verlangen.“ Indem er das sagte, gab er Giuseppe den nämlichen Beutel zurück, in welchem dieser ihm die Dukaten überbracht hatte.

Giuseppe eilte nach Hause, zählte und untersuchte die Dukaten. Ihre Zahl war richtig, dem Anschein nach schienen sie gut; er prüfte sie einzeln nach dem Klange. Einer klang verdächtig, er untersuchte ihn; er war schlecht. „Nun“ sagte er, „dies kann ein Zufall sein; ich könnte freilich beinahe schwören, daß jeder Dukate, den ich ihm gab, gut war; aber dieser könnte doch übersehen worden sein.“ Er ließ einen andern tönen, sein Verdacht wuchs, noch einen andern — nun war er genöthigt, sie alle zu untersuchen. Er that es, und zu seiner Bestürzung (denn der ehrliche Mann war wahrhaft betäubt und bestürzt bei der Entdeckung von seines Nachbarn Unredlichkeit) fand er unter den hundert Dukaten dreißig schlechte.

Nun eilte er hastig zu Jeronimo zurück. — „Dies sind nicht die Dukaten, mein Herr, welche ich bei Euch hinterlegte; es sind dreißig schlechte unter den hundert Dukaten.“ „Gut oder schlecht,“ erwiderte Jeronimo unwillig, „es sind die nämlichen, die Ihr bei mir niederlegtet; ich nahm sie aus Eurer Hand, legte sie in die Schublade, und sie wurden nicht berührt, bis Ihr kamet, sie zurückzuverlangen.“ Giuseppe bestand darauf, und zuletzt machte er Jeronimo ernstliche Vorwürfe. Jeronimo befahl ihm sein Haus zu verlassen. „Könnt Ihr mich eines so niedrigen Verbrechens fähig halten?“ sagte er. — „In der That, niemals,“ erwiderte er, „ohne diesen unbedingten Beweis. Aber hier muß irgend ein Verbre-

chen zum Grunde liegen. Entweder ich habe versucht Euch zu betrügen, oder Ihr mich. Es ist zu unserer beiderseitigen Ehre nothwendig, daß diese Sache aufgeklärt werde. Ich werde zur Dbrigkeit gehen.“ — „Gebet wohin es Euch gefällt,“ sagte Jeronimo, „aber hier gehet ohne Aufschub weg.“

Giuseppe eilte zu dem Präsident des Gerichts. Dieser ließ Jeronimo vorladen. Er kam. Giuseppe beklagte sich, ohne nähere Details anzugeben, daß Jeronimo ihm unter hundert Dukaten, die er bei ihm hinterlegt hatte, dreißig schlechte zurückgegeben hätte. Jeronimo läugnete es. — „Ich gab ihm die nämlichen zurück, die er bei mir niedergelegt hat.“ Es gab in Padua ein Gesetz, welches man das Gesetz der Betten nannte. Sein Inhalt war, daß der angeklagte Theil die Freiheit hatte, sich durch einen Eid auf seine Unschuld zu berufen, und sich dadurch von dem auf ihm haftenden Verdachte zu reinigen.

„Wollet Ihr das Gesetz in Anspruch nehmen?“ sagte Giuseppe.

„Ja,“ erwiderte Jeronimo.

Die heiligen Evangelisten wurden demnach ihm vorgezeigt, und Jeronimo beschwor auf sie, daß er die Dukaten nicht berührt, noch weniger verwechselt hätte, während sie bei ihm hinterlegt gewesen waren.

Der Präsident richtete darauf zu seinen Gunsten, wie es das Gesetz von Padua verlangte, und Giuseppe verließ den Gerichtshof mit Entsetzen vor dem mit Meineid vereinten Verbrechen eines Mannes, den er bisher für redlich und ehrbar gehalten, und kehrte nach seiner Wohnung zurück.

Dieser Prozeß erregte in Padua großes Aufsehen und wurde zum allgemeinen Stadtgespräche. Der Vollstrecker des Gesetzes hatte Jeronimo losgesprochen; nicht aber die öffentliche Meinung. Giuseppe war ein Mann von erprobtem Charakter. Jeronimo's Ruf war schon lange befleckt. Die einzelnen Gerüchte, welche über ihn umherliefen, wurden nun als völlig bestätigt betrachtet. Die Behörden der Stadt fanden es zugleich nothwendig, die Aufmerksamkeit der Polizei auf ihn und sein künftiges Betragen rege zu erhalten, und Jeronimo bekam darum einen verrufenen Namen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

Zweifelbiliges Wort.

Der eine troget dem Gesetz, der Andere trotz der Zeit,
Das Ganze bringt Dich, wenn Du's treibst, zuletzt in Sicherheit.
A. P.

Badische
Landesbibliothek